

***Vom Sinn universitärer Theologie  
in einer globalisierten Welt***

**Rede  
von Bundesminister  
Dr. Wolfgang Schäuble  
anlässlich der Eröffnung des  
neuen Gebäudes der Theologischen Fakultät  
der Humboldt-Universität zu Berlin  
am 9. Mai 2007 in Berlin**

Die Berliner Humboldt-Universität wird 2010 ihr 200. Jubiläum begehen. Ihre Gründung erfolgte also 1810, zu einer für Deutschland – und für Preußen insbesondere – alles andere als glorreichen Zeit. Würde man sagen, das Land befand sich damals in politischen, militärischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten oder auch in einer Krise – es wäre eine glatte Untertreibung.

Unter dem Ansturm der napoleonischen Truppen hatte Preußen praktisch aufgehört zu existieren. Viele Zeitgenossen rechneten damit, dass die mittelalterliche Institution der Universität einem ähnlichen Schicksal entgegengehen würde.

Die Tatsache, dass unter diesen Bedingungen eine der erfolgreichsten Universitätsneugründungen der Neuzeit vollzogen wurde, ist umso bemerkenswerter und zeugt von der Weitsicht und dem Mut der preußischen Reformer, die sahen, dass eine neue Zeit nicht das Ende der Universität, sondern eine modernisierte und gerade dadurch leistungsfähigere Universität verlangte.

Der Erfolg hat ihnen Recht gegeben. Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts wurde das Wort von der „Humboldt-Universität“ zum Inbegriff der modernen Forschungsuniversität – lange bevor sich die Berliner Universität diesen Namen als Eigennamen zulegte, was – wie Sie wissen – erst nach dem 2. Weltkrieg geschah. Insbesondere die Neuordnung der heute weltweit führenden großen amerikanischen Universitäten am Ende des 19. Jahrhunderts orientierte sich am Berliner Vorbild.

Das ist eine Geschichte, an die man sich aus verschiedenen Gründen immer wieder erinnern muss. **Ein** Aspekt, auf den ich heute besonders hinweisen möchte, ist der: Traditionelle Institutionen können ihren Wert unter radikal veränderten Bedingungen unter Beweis stellen, indem sie nach vorn denken.

Der Erfolg der Berliner Universitätsgründer beruhte auf ihrem Mut und ihrer Fähigkeit, die Idee der Universität reformiert und modernisiert neu zu denken. Verfolgt man die öffentliche Diskussion bei uns, kann man oft meinen, es gebe nur die Alternative zwischen einem radikalen Verwerfen aller Traditionen und einem sturen „weiter so“. Worauf es aber ankommt ist Reform und Modernisierung des Bestehenden angesichts neuer Herausforderungen – im Besinnen auf das eigene Herkommen und die eigenen Stärken. Das gilt für die Universität heute wie es damals galt; das gilt – und darum geht es mir bei meinem Vortrag – insbesondere auch für die Theologie.

Bei der Berliner Neugründung war die Frage sehr umstritten, ob die neue Universität eine theologische Fakultät haben sollte. Maßgebliche Wortführer der Debatte verneinten das entschieden, allen voran Johann Gottlob Fichte, der Philosoph und spätere Gründungsrektor der Universität, in einem für das Preußische Bildungsministerium verfassten Gutachten.

Letztlich setzten sich jedoch andere durch, vor allem Friedrich Schleiermacher, und die Universität wurde mit den vier klassischen Fakultäten – einschließlich der theologischen – eröffnet. Seither hat die Berliner Theologische Fakultät zur fast 200-jährigen Geschichte der Berliner U-

niversität wichtige Höhepunkte beigetragen; dafür muss man neben dem schon erwähnten Friedrich Schleiermacher nur Namen wie Adolf Harnack oder Dietrich Bonhoeffer nennen.

Dennoch ist die Frage nach der Berechtigung einer solchen Fakultät an einer modernen Universität im Laufe dieser Zeit nicht verstummt, und die Einwände, die bei ihrer Gründung vorgebracht wurden, kamen immer wieder zur Sprache. Das ist in gewisser Weise nicht überraschend: Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts hat sich die Rolle von Religion und Christentum in der deutschen Gesellschaft grundlegend verändert, und es ist unvermeidlich, dass solche Veränderungen Konsequenzen für die universitäre Theologie haben.

Es ist jedoch der Theologie insgesamt erfolgreich gelungen, zu zeigen, dass sie in der Lage ist, auf diese Veränderungen ihrerseits mit Reform und mit Modernisierung zu reagieren. Auf die wachsenden Zweifel an der historischen Glaubwürdigkeit der biblischen Bücher hat sie mit der Ausbildung einer historischen Bibelwissenschaft geantwortet. Die Entwicklung der Evolutionstheorie hat – auch wenn sie zunächst von vielen Christen als Schock empfunden wurde – in Europa nicht zur Ausbildung eines fundamentalistischen Antidarwinismus geführt – auch das

sicherlich unterstützt durch wissenschaftlich theologisches Arbeiten. Schließlich haben zentrale politische und ethische Entwicklungen in der deutschen Gesellschaft, wie die Entwicklung der Demokratie und die Anerkennung der Menschenrechte, ihren Niederschlag in entsprechenden theologischen Neuansätzen gefunden.

Für die Theologie gilt also, was von der Universität insgesamt gesagt worden war: Sie kann dann eine wichtige Rolle spielen, wenn sie es versteht, auf aktuelle Herausforderungen mit vorausschauenden und mutigen Reformen zu reagieren.

Was das am Beginn des 21. Jahrhunderts konkret bedeuten könnte, darüber möchte ich im Folgenden aus der Sicht des Politikers sprechen. Als Nichttheologe kann und werde ich mich nicht auf Fragen einlassen, die die Fachleute unter sich klären müssen. Ich werde ebenso wenig die Perspektive des Wissenschaftsorganisationsorganisators einnehmen, den die idealen Strukturen von Forschung und Lehre interessieren. Als Politiker nehme ich Herausforderungen wahr, vor denen die deutsche Gesellschaft insgesamt heute steht, und ich stelle die Frage, welchen Beitrag die universitäre Theologie dazu leistet bzw. welchen sie leisten könnte.

Ich werde mich dabei auf zwei Bereiche konzentrieren, bei denen mir ein potentieller Beitrag der universitären Theologie besonders offensichtlich erscheint. Das ist zum einen der gesamte Bereich, den wir mit dem Begriff der Globalisierung bezeichnen; das ist zum anderen die religiöse Entwicklung in Deutschland und besonders die Aufgabe einer gesellschaftlichen Integration des Islam.

Bevor ich jedoch auf diese beiden, in jeweils eigener Art neuartigen Aufgaben zu sprechen komme, lassen Sie mich sagen, dass ich nicht etwa der Meinung bin, dass die traditionelle Arbeit der Theologie, die sich vorwiegend mit der Geschichte und mit der gegenwärtigen Gestalt des Christentums in Deutschland befasst, obsolet ist.

Deutschland ist – das muss bei aller Rede von radikalen gesellschaftlichen Veränderungen im Blick behalten werden – immer noch und auch in Zukunft ein Land, dessen Mehrheitsbevölkerung entweder Mitglied einer christlichen Kirche oder jedenfalls der christlichen Tradition verbunden ist. Es ist ein Land, dessen politische, gesellschaftliche und kulturelle Geschichte in ganz besonderer Weise durch das Christentum geprägt ist. Die Kenntnis und die Erforschung dieser Zusammenhänge sind deshalb auch in Zukunft unerlässlich.

Für den jeweiligen Gläubigen mag der Kölner Dom und eine dort neu erbaute Moschee von religiös analoger Bedeutung sein; davon unabhängig besitzt der Kölner Dom aber auch eine besondere Bedeutung für deutsche Geschichte und Kultur. Kennt man die christliche Tradition nicht mehr, geht man wie ein Blinder durch unsere Städte, ihre Kirchen und ihre Gemäldegalerien; man versteht kaum die ganze Tiefe der klassischen deutschen Literatur, und auch vielen Musikwerken geht ihr Kontext verloren, wenn man ihren christlichen Hintergrund nicht kennt.

Ähnliches kann man von unseren politischen und gesellschaftlichen Institutionen sagen. All das bleibt wichtig, und insofern trägt die Theologie schon allein dadurch Wichtiges bei, dass sie die jüdisch-christlichen Wurzeln unserer Kultur erforscht und der Öffentlichkeit vermittelt. Das Interesse an diesen Fragen ist ja keinesfalls verschwunden. In einer Zeit, in der Bücher mit historisch fragwürdigen Thesen über Jesus und Maria Magdalena, die Geschichte des Grals, die Templer und die Inquisition in riesigen Auflagen verkauft werden, bedarf es keiner gesonderten Rechtfertigung, wenn dieselben Themen an Universitäten wissenschaftlich erforscht werden.

Generell meine ich, wir sollten zwischen einer weltoffenen Orientierung und einer Besinnung auf das eigene Her-

kommen keine Kluft aufreißen lassen. Wer hoch hinaus will, muss sich seiner Herkunft sicher sein. Wer zu den Problemen einer globalen Ordnung etwas sagen will, muss zunächst einmal selbst orientiert sein, muss seinen historischen und kulturellen Hintergrund kennen, muss für sich über Werte verfügen, nach denen er sein eigenes Leben richtet und Dinge, die ihm begegnen, beurteilt.

Das sollten wir nicht vergessen. Dennoch dürfen wir ebenso wenig die Augen davor verschließen, dass und wie sich die Art und Weise verändert hat, in der Deutschland heute mit dem Phänomen der Religion konfrontiert wird.

Dabei ist die Dimension der Globalisierung zu bedenken. Was damit gemeint ist, ist im Grundsatz allen klar, und man muss nicht viele Worte machen, um das Phänomen zu beschreiben. Meines Erachtens geht es nicht um etwas, das der Sache nach völlig neu ist, eher um eine Intensivierung und Beschleunigung von Entwicklungen, die schon seit langer Zeit anhalten.

Diese Intensivierung und Beschleunigung entsteht zum Teil dadurch, dass Entwicklungen in verschiedenen Bereichen ineinander greifen, aufeinander zurückwirken und durch solche Wechselwirkungen sich gegenseitig verstärken. Die Tatsache, dass Menschen durch moderne Ver-



kehrsmittel innerhalb von Stunden von einem Punkt der Erde zu einem anderen gelangen können, die Tatsache, dass Informationen praktisch zeitgleich überall auf der Welt abrufbar sind, hat dazu geführt, dass Entwicklungen in anderen Ländern und Kontinenten für uns von unmittelbarer Bedeutung sind – mehr als sie das früher waren.

Wir können direkt von ihnen betroffen sein, zum Beispiel durch Migration – und das geschieht ja auch. Andererseits können durch Migranten, die hier leben, faktisch aber mit ihrem jeweiligen Herkunftsland einen viel intensiveren Kontakt pflegen, als das früher je möglich gewesen wäre, die inneren Probleme jener Länder zu innenpolitischen Problemen bei uns werden.

Das ist natürlich längst nicht alles. Die dramatisch verbesserten Verkehrsmöglichkeiten und insgesamt weitgehend liberalisierte Weltmärkte haben zu einer engen wirtschaftlichen Verflechtung der verschiedensten Länder geführt, so dass politische und soziale Entwicklungen an irgendeiner Stelle der Erde unmittelbare Folgen für unsere eigene Wirtschaft haben.

Und schließlich ist es für uns auch einfach unmöglich geworden, gegenüber Katastrophen in anderen Teilen der Welt unbeteiligt zu scheinen. Wir können einfach nicht

behaupten, wir hätten von Darfur nichts gewusst. Goethe konnte noch dichten – wenn auch voll Ironie:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,  
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,  
Wenn hinten, weit in der Türkei,  
Die Völker aufeinander schlagen,  
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus;  
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;  
Dann kehrt man abends froh nach Haus  
Und segnet Friede und Friedenszeiten.“

Dieses Bewusstsein ruhiger Distanz kann es für uns nicht mehr geben. Ich sage nicht, dass es früher richtig war, so zu denken; auf jeden Fall ist es für uns im Zeitalter der Globalisierung eine Sache der Unmöglichkeit geworden. Es gibt keine Ereignisse mehr, von denen wir so weit weg sind, dass wir sie wahrnehmen können, als gingen sie uns nichts an.

Es geht also bei Globalisierung um eine immer stärkere Vernetzung von Menschen und Institutionen. Was hat das mit Theologie zu tun? Die Globalisierung hat unzweifelhaft und offensichtlich Auswirkungen auf die Dynamik religiöser Entwicklungen, ebenso wie auf alle anderen Aspekte unseres Lebens.

Es scheint heute klar, dass die Erwartung vieler Europäer, Modernisierung würde pauschal zu einem Rückgang von Religion, zur Säkularisierung, führen, sich so nicht erfüllt hat. Diese Annahme hat in den USA noch nie gestimmt, es ist aber mittlerweile klar, dass sie außerhalb Westeuropas nirgendwo stimmt, auch nicht in Polen oder Russland – so unterschiedlich die religiösen Entwicklungen in diesen beiden Ländern verlaufen sind, ebenso wenig in Südafrika oder Japan – um wiederum zwei extrem unterschiedliche Länder zu benennen.

Global ist es ganz generell nicht zu einem Rückgang von Religion gekommen. Seit den 70er Jahren hat sich allein die Zahl der Christen weltweit verdreifacht. Das Wachstum des Islam während der gleichen Zeit steht uns aus bestimmten Gründen ebenfalls deutlich vor Augen.

Diese religiösen Entwicklungen gehen mit politischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen Hand in Hand. Wer als Politiker verstehen will, warum bestimmte politische Diskussionen in den USA, die wirtschaftliche Entwicklung in Brasilien oder eine Präsidentschaftswahl in Indonesien sich in einer bestimmten Art und Weise vollziehen, der darf deren religiöse Komponente ebenso we-

nig außer Acht lassen wie die historische oder die ökonomische.

Und sowenig wir uns heute hier vor den politischen, militärischen und ökonomischen Aspekten der Globalisierung verstecken können, so wenig können wir die religiösen Aspekte dieser Entwicklung ignorieren. Wir leben in Westeuropa nicht auf einer Insel, das ist ja gerade das Wesen der Globalisierung. Auch wenn hierzulande der Trend der Säkularisierung nach wie vor ungebrochen ist, betreffen uns diese Entwicklungen direkt.

Globalisierung im Bereich der Religion bedeutet aber nicht nur, dass religiöse Entwicklungen weltweit auf uns zurückwirken. Alle erfolgreichen religiösen Bewegungen der Gegenwart nutzen die vielfältigen Möglichkeiten der Globalisierung für ihre eigenen Zwecke, sind also ihrerseits Teil einer globalisierten Welt: Gleich ob es die Kommunikation über das Internet oder das weltweite Agieren von Missionaren ist, ohne Globalisierung wäre beides undenkbar.

Auch die Organisationsformen der Religionen sind global geworden. Die evangelische Landeskirche, wie sie in Deutschland nach wie vor eine wichtige Rolle spielt, ist inzwischen eher eine Ausnahmeform, und es ist meines

Erachtens auch kein Zufall, dass es gerade der katholischen Kirche gelungen ist, unter den Bedingungen der Globalisierung auf ganz neue Weise attraktiv zu werden.

Da muss man nur an den Tod des letzten und die Wahl des derzeitigen Papstes zurückdenken. Durch die Möglichkeiten der modernen Medien konnte das Geschehen in Rom von Millionen, wahrscheinlich Milliarden von Menschen überall in der Welt unmittelbar mitverfolgt werden; eine ganz neue Art von Identifikation, von virtuellem Miterleben wurde so möglich. Und das war nur ein besonders eindrücklicher Fall für etwas, was von Rom aus schon seit einiger Zeit ganz gezielt eingesetzt wird – das berechtigte Wort vom „Medienpapst“ drückt das treffend aus.

Diese Verbindung von Religion und Globalisierung hat darüber hinaus unmittelbare politische Konsequenzen. Als eine den Menschen im Innersten bewegende und bestimmende Kraft hat die Religion schon immer auch einen politischen Aspekt gehabt. Das konnte und kann sich zum Positiven wie zum Negativen auswirken.

Wir müssen nur an die wahrscheinlich religiös intensivste Phase der deutschen Geschichte denken, die Reformationszeit, um Beispiele für beides vor Augen geführt zu be-

kommen. Luthers mutiges Auftreten vor dem Reichstag zu Worms gilt zu Recht als Sternstunde der religiös motivierten Appellation an das Gewissen. Gleichzeitig finden wir, wie in den folgenden Jahren die eskalierende Gewalt religiös gerechtfertigt wird. So schreibt Thomas Müntzer 1525 an seine Anhänger:

„Lasset euer Schwert nicht kalt werden, lasset es nicht erlahmen. Schmiedet pinkepanke auf dem Amboss Nimroths, werfet ihnen den Turm zu Boden. Man kann euch nichts von Gott sagen, solange sie regieren. Dran, dran, weil der Tag lebt. Gott geht voran, folgt, folgt.“

Noch Jahrhunderte später konnte die Erinnerung an Luther und die Reformation deutsche Theologen zu politischen Kundgebungen inspirieren. 1914 reflektierte ein Professor der hiesigen Theologischen Fakultät, Friedrich Delitzsch:

„Sollten wir nicht auch in dieser ernsten Zeit dem Psalmbuch Worte der Erhebung und Stärkung entnehmen können? Was frage ich. Das Lied unseres Luther, das der Kriegsgesang unseres Volkes geworden ist, welches von den Lippen der in Antwerpen einziehenden Krieger durch die Strassen der eroberten Veste schallte: ‚Ein feste Burg

ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen', hat ja sein Leitmotiv dem des 46. Psalms entnommen.“

Diese Zwiespältigkeit findet sich auch heute. Bei allen humanitären Aktionen, im weltweiten Kampf gegen Hunger und Seuchen, in Demokratiebewegungen und Menschenrechtskampagnen spielt religiöses Engagement eine unersetzliche Rolle. Aber es ist eben auch so, dass religiöse Motive zur Begründung sektiererischer Gewalt, ja von Terror herhalten müssen.

Das alles ist, wie gesagt, nicht neu, aber auch das vollzieht sich eben – und der 11. September 2001 hat das auf grausamste Weise gezeigt – unter den Bedingungen der Globalisierung. Da ist es dann möglich, dass mit dem Geld eines arabischen Multimillionärs Milizen in einem Land, dessen Staatlichkeit zusammengebrochen ist, zu Terrorkämpfern ausgebildet werden, um dann potentiell weltweit einsetzbar zu sein. Das ist Globalisierung; die traditionelle Unterscheidung zwischen Innen- und Außenpolitik lässt sich da gar nicht mehr durchführen.

Es geht mir nicht darum, ein Gespenst von Globalisierung an die Wand zu malen. Wie alle großen Entwicklungen birgt sie Chancen und Risiken in sich. Ich persönlich bin davon überzeugt, dass für Deutschland die Chancen ü-

berwiegen. Um die Chancen freilich zu nutzen, müssen wir auf die Globalisierung richtig eingestellt sein. Wir müssen ihre Regeln kennen. Wir müssen ihre Risiken kennen und abschätzen können.

Mit Blick auf die Universitäten heißt das: Wir müssen unseren Horizont erweitern; wir brauchen Forschung und Lehre, die uns ein Bewusstsein von der Dimension verschaffen, in der sich die gegenwärtigen Entwicklungen vollziehen. Und wir brauchen Wissenschaft, die im ständigen Austausch mit der Forschung in anderen Teilen der Welt betrieben wird. Viel ist davon schon jetzt Wirklichkeit. Dennoch glaube ich ganz allgemein nicht, dass wir in Deutschland in dieser Hinsicht schon da sind, wo wir hin müssen.

Hier sehe ich eine wichtige Aufgabe für Theologie im 21. Jahrhundert. Sie muss an dem für unsere Gesellschaft unerlässlichen Verständnis religiöser Entwicklungen in der globalisierten Welt mitarbeiten. Dabei geht es gerade auch um christliche Kirchen und christliche Bewegungen, die in vielen Teilen der Welt rasant wachsen und auf ihre Weise politische und soziale Entwicklungen in anderen Ländern und potentiell auch bei uns beeinflussen.



Die Struktur unserer Universitäten und Forschungseinrichtungen bringt es mit sich, dass dieser Bereich de facto eine Domäne der Theologie ist. Wenn der Politiker etwas über den Islam in Pakistan, in Indonesien oder auch in Deutschland wissen will, dann kann er sich an Islamwissenschaftler wenden; wenn es um die religiöse Rechte in den USA, die Rolle der Orthodoxen Kirche in Russland oder um Pfingstkirchen in Lateinamerika geht, ist die Theologie praktisch der einzige Ansprechpartner.

Es kommt insofern – aus der Sicht des Politikers – sehr viel darauf an, dass an Theologischen Fakultäten diese Art von Kompetenz existiert. Im Zeitalter der Globalisierung geht es für die Theologie darum, zur Erforschung der spezifischen Rolle der Religion, insbesondere des Christentums, für die Politik, für die Wirtschaft, überhaupt für die Gesellschaften von Ländern, mit denen wir in immer engerem Kontakt und Austausch stehen, einen Beitrag zu leisten.

Sie lässt sich nicht auf diesen Aspekt reduzieren, aber sie darf ihn nicht vernachlässigen. Ihre Wahrnehmung und ihr Ansehen in der Öffentlichkeit werden zwangsläufig davon mitbestimmt, wieweit ihre Vertreter in der Lage sind, zu diesen für unsere Gesellschaft eminent wichtigen Fragen kundig Stellung zu nehmen.

Ich komme zu meinem zweiten Punkt. Er bringt mich zunächst noch einmal – und allgemeiner – zurück zu der Frage nach dem Sinn theologischer Fakultäten an staatlichen Universitäten. Ein wichtiger Aspekt aus der Sicht des Politikers ist ihre zivilisierende Rolle. Etwas überspitzt formuliert: Hasspredigten sind vom Katheder schwerer zu halten als von der Kanzel.

Theologie, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, kann die Koexistenz von Religionsgemeinschaften in einer pluralen Gesellschaft erheblich verbessern, weil sie Religionsgemeinschaften zur Entwicklung und zur Kultivierung eines rationalen Diskurses nötigt, der ein völliges Abdriften religiöser Rhetorik in eine für das Zusammenleben bedrohliche Richtung vielleicht nicht immer verhindert, sie jedoch erschwert und unwahrscheinlicher macht.

Das hat – im Großen und Ganzen – für die beiden christlichen Kirchen funktioniert. Sicherlich, es gab auch Fälle, in denen Theologieprofessoren sich zum Sprachrohr von religiösem Fanatismus gemacht haben, aber insgesamt haben die theologischen Fakultäten eine wichtige Rolle für den Ausgleich zwischen allgemeinen gesellschaftlichen Interessen und den spezifischen Sichtweisen und Perspektiven der Kirchen gespielt – genau deshalb hat es

übrigens auch immer wieder ein charakteristisches Misstrauen zwischen den Religionsgemeinschaften und der universitären Theologie gegeben.

Einer der berühmtesten Berliner Theologen, der liberale Kirchengeschichtler Adolf Harnack, konnte nur durch Intervention staatlicher Stellen berufen werden; kirchliche Kreise hatten zuvor intensiv versucht, seine Berufung aus religiösen Gründen zu verhindern, eben weil er liberal war.

Wegen dieser besonderen Rolle, die universitäre Theologie spielen kann, muss man jedoch heute über eine Erweiterung der traditionellen Landschaft von evangelischen und katholischen Fakultäten nachdenken. Deutschland ist heute religiös pluraler, als es das zu früheren Zeiten gewesen ist – auch das ist übrigens wieder ein Aspekt der Globalisierung.

Bei dieser Vielfalt geht es zum Teil um Religiosität, die von Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft oft als etwas bewusst Exotisches angenommen wird – was das heißt, zeigt ein Blick auf die Abteilung mit religiöser Literatur in irgendeiner Buchhandlung. Zum weitaus größeren Teil jedoch – und aus Sicht des Innenpolitikers sicherlich zum problematischeren Teil – handelt es sich dabei um Religi-

onen, die durch Migration hier in Deutschland heimisch geworden sind. Das ist in erster Linie der Islam.

Der Islam ist heute ein Teil der deutschen Gesellschaft, aber was das konkret bedeutet und was daraus folgt, das lässt sich nicht so schnell sagen. Sie wissen, dass wir seit einigen Monaten das Projekt einer Deutschen Islam Konferenz verfolgen, der es genau darum geht, hier zu gegenseitig akzeptablen und auch praktikablen Antworten zu kommen.

Das ist, wie Sie aus den Zeitungen sehen können, im Einzelnen ein oft schwieriges Geschäft. Aber das ist Politikern, die sich mit religiösen Problemen eingelassen haben, schon immer so gegangen. Und wenn ich anfangs an die Universitätsgründung von 1810 erinnert habe, fällt mir jetzt die Preußische Union von 1817 ein: Da hatte es Friedrich Wilhelm III. nicht leicht, Lutheraner und Reformierte zusammenzubringen.

Dasselbe Problem hatte in Preußen eine lange Vorgeschichte. Nur wenige Meter von hier, in der Nikolaikirche, kann man zurzeit eine Ausstellung zum 400. Geburtstag des Liederdichters Paul Gerhardt besichtigen. Der Titel der Ausstellung lautet: „Paul Gerhardt – ein Berliner Dichter und Bekenner“. Das „Bekenntnis“ Gerhardts bestand

allerdings darin, sich einem Edikt des Großen Kurfürsten zu widersetzen, das sich gegen die anticalvinistische Kanzelpolemik der Lutheraner richtete. Da habe ich, bei aller Bewunderung für Paul Gerhardts wunderbare Liedtexte, eine gewisse Sympathie für die politische Seite.

Sieht man die Dinge in dieser historischen Dimension, dann werden die Schwierigkeiten mit der Islamkonferenz nicht irrelevant, sie ordnen sich jedoch als etwas eher Normales ein. Wir werden unsere Bemühungen deshalb fortsetzen, und ich bin zuversichtlich, dass wir auf mittlere Sicht in der Lage sein werden, die Zukunftstauglichkeit unseres ‚Staatskirchenrechts‘ – so nennen wir es immer noch, obwohl es eben heute um den Umgang des Staates mit diversen Religionsgemeinschaften geht – dadurch unter Beweis zu stellen, dass es die Integration des Islam ermöglicht – wenn denn der Islam bereit ist, Teil Deutschlands und Teil Europas zu werden.

In diesem Zusammenhang wird in der Öffentlichkeit momentan am meisten das Thema des Religionsunterrichts diskutiert. Die Gründe dafür sind nahe liegend und auch berechtigt. Doch ist das nicht alles, und ich muss an diesem Ort nicht lange ausführen, dass gerade die Existenz theologischer Fakultäten an staatlichen Universitäten ein entscheidender Aspekt des für Deutschland typischen

Kooperationsmodells ist, in dem die Trennung von Staat und Kirche Zusammenarbeit zwischen beiden Bereichen nicht ausschließt.

Insofern besteht ebenso die Möglichkeit, dass es in Zukunft islamische theologische Fakultäten an deutschen Universitäten geben kann. Ob es dazu kommen wird, wird von vielen verschiedenen Faktoren abhängen, nicht zuletzt von der Frage, ob die deutschen Muslime selbst das wollen und die rechtlich vorausgesetzten Rahmenbedingungen erfüllen. In jedem Fall wird es nicht über Nacht zur Einführung solcher Fakultäten kommen, für die ja bislang fast alle Voraussetzungen fehlen.

Die Einrichtung islamisch-theologischer Fakultäten an deutschen Universitäten ist also nicht etwas unmittelbar Bevorstehendes. Dennoch scheint es mir wichtig, gerade an diesem Ort und bei diesem Anlass zu sagen, dass aus meiner Sicht grundsätzlich sehr viel dafür spricht, dass es an deutschen Universitäten islamische theologische Fakultäten in Zukunft geben wird.

Der Staat hat ein Interesse daran, dass gesellschaftlich relevante Religionsgemeinschaften für sich selbst eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Theologie entwickeln, die dann wiederum die Grundlage für die

Ausbildung von Religionslehrern und von Geistlichen bildet. Was das im Einzelnen heißt, zu welchen Ergebnissen solche akademische Beschäftigung mit der Religion dann führt, das liegt nicht in der Hand des Staates – aber das gilt auf Grund von Wissenschaftsfreiheit für alle anderen Disziplinen genau so. Das ist der Charme der Freiheit.

Gleichzeitig ist klar, dass durch Wissenschaftsfreiheit nur das abgedeckt ist, was Wissenschaft ist – und gerade darauf kommt es an. Wenn ich mich prinzipiell für islamisch-theologische Fakultäten in Deutschland ausspreche, dann tue ich das in der Erwartung, dass dort wissenschaftliche Theologie in Forschung und Lehre praktiziert werden wird. Wie immer die konkret aussehen wird – und das kann heute keiner genau sagen –, sie wird an den Maßstäben universitärer Wissenschaft zu messen sein und kann dadurch ihrerseits einen Beitrag zur Integration des Islam in die moderne deutsche Gesellschaft leisten.

Universitäre Theologie gibt es in Europa seit es Universitäten gibt. Sie hat also eine lange Geschichte hinter sich, in der es ihr immer wieder gelungen ist, auf neue Herausforderungen richtige Antworten zu finden. Die Welt des 21. Jahrhunderts wird, das ist heute klar, nicht weniger religiös sein als die des 20. Jahrhunderts. Wenn die uni-

versitäre Theologie sich den Aufgaben und Herausforderungen dieser globalisierten und dabei pluralen Welt stellt, kann und wird sie auch im 21. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielen.

Ich wünsche den Studierenden und Lehrenden an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, dass ihnen das neue Haus Kraft und Anstöße für uns alle geben möge.